

Domprediger Stefan Scholpp

Christi Himmelfahrt, 14. Mai 2026, 18 Uhr

Zwischen uns

Predigt zu Johannes 17, 20-26

Jesus hob seine Augen auf zum Himmel und sprach:

²⁰ Vater, ich bitte nicht allein für die, die du mir gegeben hast, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, ²¹ dass sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, auf dass die Welt glaube, dass du mich gesandt hast. ²² Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, auf dass sie eins seien, wie wir eins sind, ²³ ich in ihnen und du in mir, auf dass sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie liebst, wie du mich liebst. ²⁴ Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe die Welt gegründet war. ²⁵ Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht; ich aber kenne dich, und diese haben erkannt, dass du mich gesandt hast. ²⁶ Und ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, damit die Liebe, mit der du mich liebst, in ihnen sei und ich in ihnen.

Christi Himmelfahrt – ein Fest, das vielen fremd geworden ist. Da ist dieses alte Bild: Jesus geht nach oben, verschwindet im Himmel. Ein Weltbild mit oben und unten, das längst überholt ist. Und doch bleibt eine Frage, die jeden Christen und jede Christin beschäftigen dürfte – und die auch Nicht-Christen uns stellen könnten: Wo ist Christus heute? Ist er gegenwärtig in dieser Welt? Und wenn ja: Wie?

Nur das Lukasevangelium beantwortet diese Frage mit dem bekannten Himmelfahrts-Bild, nicht Markus, nicht Matthäus, nicht Johannes. Nur Lukas, und auch er nur in einer kurzen Schlussbemerkung. Trotzdem haben wir wegen dieser Sondertradition heute einen freien Tag genießen können. Eine leichte Übertreibung des Kirchenjahrs? Wird das Fest deshalb vor allem als Vatertag wahrgenommen? Weil es theologisch so wenig trägt?

I

Das Evangelium dieses Tages führt nun gerade nicht nach oben, sondern hinein in ein Gebet. Jesus betet. Nicht für sich. Sondern für die, die nach ihm kommen. Und dieses Gebet hat einen Mittelpunkt: „dass sie alle eins seien“.

Einheit ist ein großes Wort. Ein schwieriges Wort. Denn die Erfahrungen vieler Menschen sprechen eine andere Sprache. Unsere Gegenwart ist geprägt von Differenzen.

In der Gesellschaft: Meinungen stehen gegeneinander, Gespräche brechen ab, Verständigung wird mühsam.

In der Kirche: Unterschiedliche Überzeugungen, Enttäuschungen, Rückzüge, das Gefühl wachsender Distanz.

Und auch im Persönlichen: Identitätsmodelle, die als gegenseitige Infragestellung erlebt werden. Worte, die einander nicht erreichen.

In diese Wirklichkeit hinein betet Jesus: „dass sie eins seien“. Als hätte er geahnt, dass die Welt sich immer weiter ausdifferenziert. Als hätte er die konfessionellen Spaltungen der Kirche vorausgesehen. Als hätte er gewusst, dass Menschen sich voneinander abgrenzen wollen.

Aber was heißt da schon: „hätte“... Natürlich hat Jesus die Unterschiede seiner Jünger wahrgenommen. Die Aufspaltung der Welt in Herrschende und Unterdrückte war ihm tägliche Wirklichkeit. Und ein großer Teil seines öffentlichen Wirkens war es ja, Menschen mit dem zu versöhnen, was oder wer sie sind. O ja: Jesus kannte seine Pappenheimer. Und wusste genau, wie nötig sie „eins“ sein mussten, um gehört zu werden.

Aber nicht nur für die Seinen betet er um Einheit. Sondern auch für die, die auf ihr Wort hin an ihn glauben. Also für uns. Einheit für uns also – nicht als Beschreibung. Sondern als Bitte. Einheit erscheint nicht als gegebener Zustand, sondern als etwas, das gesucht, erhofft, erbeten wird – und oft fehlt.

II

Christi Himmelfahrt setzt genau hier an. Mit seiner Festlegende erzählt Lukas nicht davon, dass Christus jetzt fort sei. Sondern davon, dass er jetzt anders gegenwärtig ist. Nicht greifbar. Nicht festzuhalten. Nicht verfügbar. Und doch nicht fern. Man kann es vielleicht so sagen: Christus ist nicht in den Himmel verschwunden. Er ist in die Beziehung eingegangen, die trägt. Nicht über uns – sondern zwischen uns. Nicht irgendwo „oben“, sondern dort, wo Menschen einander begegnen: in Gesprächen, in Beziehungen, im Umgang miteinander.

Und damit verändert sich auch der Klang des Wortes „Einheit“. Einheit ist kein Zustand, der hergestellt werden könnte. Das wäre Uniformität, die Diktatur einer Einheitlichkeit, die keine Luft zum Atmen lässt. Haben wir alles schon erlebt. Sondern: Einheit ist eine Praxis. Etwas, das sich im Tun zeigt. Im Kleinen. Im Unscheinbaren.

Einheit beginnt dort, wo ich eine Unterschiedlichkeit aushalte, ohne mein Gegenüber sofort festzulegen. Einheit beginnt dort, wo ich wirklich zuhöre – nicht nur warte, selbst zu sprechen. Einheit beginnt dort, wo Abwertung unterbrochen wird. Wo ein Satz nicht gesagt wird, der andere verkleinert.

III

Und an dieser Stelle wird es konkret. Ein Gespräch am Abendbrottisch. Oder im Freundeskreis. Das Thema kommt auf Politik, auf Kirche, auf das, was gerade die Gemüter bewegt. Ein Satz fällt. Klar, zugespitzt, vielleicht auch verletzend. Und sofort ist die Versuchung da: einzuordnen, zurückzuschlagen, sich innerlich abzuwenden. Oder wenigstens zu denken: Jetzt weiß ich wieder, wie dieser Mensch tickt.

Und in diesem Moment entscheidet sich etwas. Ob die Stimmung eskaliert, ob das Gespräch abbricht, oder ob es einen anderen Verlauf nehmen kann.

Die Frage ist dann nicht: Wer hat recht? Sondern: Kann ich noch einen Moment länger zuhören? Vielleicht eine Rückfrage – als Verständnisfrage! – stellen? Gelingt es mir noch, meine Gesprächspartnerin nicht festzulegen auf diesen einen Satz, der mich triggert?

Und es kann sein, dass sich an den Positionen nichts ändert. Aber es verändert sich etwas anderes: Der Raum zwischen zwei Menschen bleibt offen. Das sind keine großen Gesten. Keine Lösungen für die großen Konflikte. Und doch sind es konkrete Formen, in denen sich etwas zeigt von der Einheit unter uns, um die Jesus gebetet hat.

Denn das Gebet Jesu zielt nicht auf eine ideale Einheit.

Es spricht von einer Beziehung: „wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin“. Eine lebendige, offene, nicht abgeschlossene Einheit. Und Menschen werden hineingenommen – nicht als Leistung, sondern als Teilhabe. Diese Einheit bleibt brüchig. Sie entzieht sich der Verfügung. Und doch kann sie Gestalt gewinnen. in der Welt, in der wir leben.

Christi Himmelfahrt bedeutet dann: Christus entzieht sich dem Zugriff – und vertraut sich den Beziehungen zwischen Menschen an. Darin liegt eine Zumutung. Und zugleich eine Würde.

Die Frage nach seiner Gegenwart entscheidet sich nicht in der Ferne, sondern mitten im Leben dieser Welt. Und die Frage der Einheit, um die Jesus betet, entscheidet sich nicht in der Welt der Ideen. Sie entscheidet sich dort, wo Menschen sich entscheiden: einander nicht aufzugeben.

Wo wir einander hören.

Wo wir einander Raum lassen.

Wo wir einander nicht festlegen.

Und genau dort ist Christus gegenwärtig – nicht über uns, sondern zwischen uns.